

Ansprache Prof. Dr. Dr. Martin E. Keck, Direktor der Klinik am Max-Planck-Institut für Psychiatrie (MPI), zur **Eröffnung der Ausstellung „erfasst, verfolgt, vernichtet. Kranke und behinderte Menschen im Nationalsozialismus“** der DGPPN - Deutschen Gesellschaft für Psychiatrie und Psychotherapie, Psychosomatik und Nervenheilkunde in den Räumen des MPI
1.12.2016, MPI, München

Sehr geehrter Herr Prof. Schneider, sehr geehrte Gäste, liebe Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter,

zunächst möchte ich herzlich Herrn Prof. Schneider für seine einführenden Worte danken. Die unter seiner Präsidentschaft in der DGPPN konzipierte Ausstellung führt auf beeindruckende Weise vor Augen, welches Leid kranken und behinderten Menschen im Nationalsozialismus angetan wurde und welche Skrupellosigkeit herrschte. „*Medizin ohne Menschlichkeit*“ hat Ernst Klee es genannt.

„Euthanasie“ haben die Nationalsozialisten es damals genannt – den guten Tod. Schon allein die Bezeichnung ist zynisch. Natürlich kennen wir den Begriff. Wir wissen auch ungefähr, was im Rahmen der so genannten T4-Aktion damals in Deutschland geschehen ist. Aber wissen wir, dass die Patienten in die Gaskammern geprügelt wurden? Dass sie geweint, gefleht, gebetet, sich versteckt haben? Wie groß das unfassbare Grauen war, das psychisch kranke und behinderte Menschen – Erwachsene und Kinder - in dieser Zeit erfahren haben und welche schlimmen persönlichen Schicksale sich dahinter verbergen, war ehrlich gestanden, auch mir im Detail und in seiner ganzen Grausamkeit lange nicht bewusst.

Warum war das so? Obwohl ich seit mehr als 25 Jahren in der Psychiatrie und Neurologie tätig bin? Die Antwort ist so kurz wie erschreckend: Weil wir dazu neigen, die Augen zu verschließen, wenn Ereignisse so verstörend sind, dass man ihre

Vorstellung kaum ertragen kann. Sicher: Erschwerend kommt hinzu, dass diese Ereignisse im Studium eher ausgeklammert werden. Aber das kann und darf keine Entschuldigung sein. Wir müssen die Augen öffnen und hinschauen. Wir müssen aushalten, was den Opfern in den Heil- und Pflegeanstalten und den zynischerweise so genannten Kinderfachabteilungen angetan wurde. Und das gilt natürlich auch und besonders für uns als Ärztinnen und Ärzte, als Therapeutinnen, Therapeuten und Pflegekräfte. Nur im Bewusstsein der Vergangenheit können wir unserer ethischen Verantwortung in unserem Berufsalltag in Gegenwart und Zukunft gerecht werden. Wir haben die Pflicht zur Erinnerung.

Als ich zum ersten Mal den Ausstellungskatalog durchgesehen habe, hat mich ein Zitat besonders berührt. Erlauben Sie mir, dass ich es Ihnen zumute:

"Über die Grauenhaftigkeit dieser Szene brauche ich nur das zu sagen, dass sich die einzelnen Patienten in ihrer Verzweiflung an mich klammerten, so dass sie mir förmlich vom Leibe weggerissen werden mussten, wobei auch meine Kleider zerrissen. Eine ältere Patientin klammerte sich in ihrer Todesangst schreiend an die Dachsparren auf dem Speicher und musste von fünf Leuten runtergeholt und in den Wagen gebracht werden."

Das sind die Worte der Schwester Oberin der Kreispflegeanstalt Freiburg, die 1948 vor dem dortigen Landgericht als Zeugin befragt wurde. Das Geschilderte war kein Einzelfall. Ähnliches spielte sich in Deutschland in den Jahren um 1940 immer wieder und an den verschiedensten Orten ab. Und mir macht dieses Zitat noch einmal drastisch klar: Wer sagt, die Patientinnen und Patienten hätten nicht gewusst, was ihnen geschieht, hat Unrecht. Wer sagt, die Ärzte, die Pflegekräfte, die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter in den Einrichtungen hätten nichts davon gewusst, hat Unrecht. Alle wussten, was vor sich ging und haben weggesehen.

Diesen Fehler dürfen wir nicht wiederholen. Wir dürfen nicht wegschauen. Wir dürfen nicht verschweigen. Wir müssen hinschauen und uns damit auseinandersetzen, was den Hilflosesten unserer Patienten - psychisch schwer kranken und behinderten Menschen - damals angetan wurde.

Als ich vor mittlerweile zweieinhalb Jahren zum Direktor der Klinik hier am Max-Planck-Institut für Psychiatrie berufen wurde, war mir auch nicht in vollem Umfang bewusst, welche grauenhafte Rolle Personen in unserem Vorgänger-Institut, der Deutschen Forschungsanstalt für Psychiatrie DFA, im Nationalsozialismus gespielt haben.

Einer der Direktoren der DFA, der Kraepelin-Schüler Ernst Rüdin, war maßgeblich an der Ausgestaltung des „Gesetzes zur Verhütung erbkranken Nachwuchses“ beteiligt, das 1934 in Kraft trat. Dieses Gesetz bildete die Grundlage für die Zwangssterilisation von mehr als 400.000 Menschen mit vermeintlich erblichen Krankheiten. Tausende starben an den Folgen des Eingriffes. Von 1935 bis 45 war Rüdin Präsident und „Reichsführer“ der Gesellschaft Deutscher Neurologen und Psychiater. Mehrfach sprach er sich auf Rüdin auf nationalen und internationalen Kongressen für die Zwangssterilisation aus. Als Präsident der Fachgesellschaft unterdrückte er aktiv den Protest couragierter Psychiater gegen die Euthanasie. Rüdin initiierte und unterstützte die „Euthanasie“-Forschung seines Schülers und Mitarbeiters Julius Deussen an der Euthanasie-Forschungsabteilung der Universität Heidelberg und finanzierte sie aus dem Etat der DFA. Ziel war, Kriterien zu finden, nach denen Patienten mit und ohne erbliche Belastung voneinander unterschieden werden konnten – eine zentrale Frage der eugenisch orientierten psychiatrischen Forschung. Deussen bereiste persönlich die Einrichtungen im Einzugsbereich der Heidelberger Klinik, um Kinder auszuwählen.

Diese unmenschlichen Gräueltaten wurden von Ernst Rüdin und somit der DFA initiiert, gefördert und bezahlt. Auch andere Mitarbeiter, wie der renommierte Direktor der Neuropathologischen Abteilung Willibald Scholz oder der Leiter der zum Institut gehörenden Prosektur im Psychiatrischen Krankenhaus Eglfing-Haar, Hans Schleussing, unterstützten die Euthanasie-Morde an Kindern und Erwachsenen. Menschen, die sich in ärztliche Obhut begeben hatten.

Und das sind nur einige der lange bekannten, aber immer wieder verschwiegenen Fakten zur Rolle der DFA in der NS-Erbgesundheitspolitik. 1942 schreibt Rüdin an den so genannten Reichsforschungsrat, medizinisch „einwandfrei als minderwertig“ klassifizierte Kinder seien „eliminationswürdig“. Es ist die von Victor Klemperer als „*lingua tertii imperii*“ beschriebene Sprache des Nationalsozialismus, welche unsere Patienten als „lebensunwertes Leben“ und „Ballastexistenzen“ bezeichnete.

Kurz gesagt, die maßgebliche Beteiligung Rüdins an der Planung und Durchführung der sog. „Euthanasie-Forschung“, welche ein wissenschaftliches Fundament zur Selektion der Mordopfer liefern sollte, ist offensichtlich und wir müssen voller Scham erkennen, dass unser Haus dies viel zu lange beschönigt hat.

In der Ausstellung finden Sie fünf Tafeln, die für die Präsentation im NS-Dokumentationszentrum München diesen Sommer von einer Arbeitsgruppe um die Historikerin Sibylle von Tiedemann und den Psychiater Michael von Cranach erstellt wurden. Sie beschäftigen sich speziell mit Münchner Tätern und Opfern und beleuchten erstmalig auch ungeschönt die Rolle unseres Vorgänger-Instituts noch einmal genauer. Dieser Bezug ist für uns besonders wichtig und ich möchte mich deshalb an dieser Stelle bei Frau von Tiedemann und Herrn von Cranach noch einmal ausdrücklich bedanken.

In den späten 80er Jahren hatte es bereits eine Auseinandersetzung hier im Max-Planck-Institut mit den Euthanasie-Morden gegeben. Vor allem das eigene historische Archiv hatte man damals vermeintlich genauer unter die Lupe genommen. 30 Prozent der Präparate aus der Zeit von 1939 bis 1945 wurden auf dem Waldfriedhof in München bestattet. Wir betrachteten dieses unerträgliche Kapitel als aufgearbeitet und ruhten uns auf der vermeintlich bequemen Gewissheit aus, ein geordnetes historisches Archiv zu haben. Doch dann gab es im Sommer letzten Jahres Hinweise darauf, dass sich in unserem Haus noch immer Präparate von Euthanasie-Mordopfern befinden könnten. Ein kurzer Besuch der Kellerräume und des so genannten Museums hier im Erdgeschoss bestätigte diesen Verdacht – ich sah es mit eigenen Augen und war fassungslos. Personelle Konsequenzen haben wir umgehend eingeleitet.

Heute darf ich Ihnen mitteilen, dass der Präsident der Max-Planck-Gesellschaft, Prof. Martin Stratmann, ein unabhängiges, internationales Forschungsprojekt zur Opfer-Forschung bewilligt hat. Unabhängig deshalb, da eine Klärung von innen heraus anscheinend nicht möglich war. In den letzten Monaten mussten wir lernen, dass von außen kommende Aufklärung sogar behindert wurde. Die Max-Planck-Gesellschaft stellt hierfür über einen Zeitraum von 3 Jahren 1,5 Millionen Euro zur Verfügung. Ziel ist es, alle noch vorhandenen Präparate aus diesem Kontext zu erfassen, die

Identitäten und Biographien der Mordopfer so zweifelsfrei wie möglich zu ermitteln, und die Präparate dann würdig zu bestatten.

Meine Damen und Herren, dieses schwärzeste Kapitel in der Geschichte unseres Vorgänger-Instituts, der Deutschen Forschungsanstalt für Psychiatrie, erfüllt uns mit tiefer Scham.

Insgesamt war die Aufarbeitung leider – auch das mussten wir wie gesagt erst schmerzlich lernen – in der Nachkriegszeit und offenbar weit darüber hinaus geprägt von Verleugnung durch viele Verantwortliche und Gleichgültigkeit gegenüber den Opfern. So wurde z.B. auch Ernst Rüdin nach einer damals üblichen „pro forma“ Entnazifizierung 1946 wieder zum Direktor ernannt und blieb es, bis er 1952 verstarb. Erzählt werden muss, dass das Max-Planck-Institut für Psychiatrie damals eine Todesanzeige veröffentlichte, in der man Rüdin als „*einen der hervorragendsten Begründer der genetischen Forschung in der Psychiatrie*“ bezeichnete. Willibald Scholz, der Leiter der Neuropathologischen Abteilung, hatte bis zu seiner Emeritierung 1960 die geschäftsführende Leitung des Instituts inne – als wäre nichts gewesen.

Dieser Weg der Verschleierung und Verleugnung ist angesichts der Vergangenheit unseres Vorgänger-Instituts inakzeptabel und unerträglich. Als Direktoren dieses Instituts und der Klinik wollen wir diesem Verhalten bewusst mit großer Transparenz und dem Wunsch nach Aufklärung entgegenreten. Wir müssen versuchen, den Opfern wenigstens ihre Identität und damit einen Teil ihrer Würde zurückzugeben. Wir müssen die Schuld und das Grauenhafte benennen, damit es sich nicht wiederholt. Das bewilligte unabhängige Forschungsprojekt ist für uns daher von enormer Bedeutung.

Den Toten eine Identität geben – das möchte auch diese Ausstellung. Meine Damen und Herren, Danke für Ihr Kommen, schauen Sie hin. Lassen sie diese Bilder und Geschichten auf sich wirken. Schauen wir gemeinsam hin - auch wenn jeder Blick schmerzhaft ist.